

SCIENCE-FICTION

# DAS EMBRYONENSCHIFF

*MATTED BLÜCHER*

**HYBRID  
VERLAG**



HYBRID VERLAG  
Vollständige elektronische Ausgabe  
11/2022

## Das Embryonenschiff

© by Matteo Blocher  
© by Hybrid Verlag  
Westring 1  
66424 Homburg

Umschlaggestaltung: © 2022 by Creativ Work Design, Homburg  
Lektorat: Gundel Steigenberger, Annette Böhler  
Korrektorat: Birgit van Troyen  
Buchsatz: Lena Widmann  
Autorenfoto: Sigrid Braun

Coverbild ›Planet Centronos‹  
© 2019 by Creativ Work Design, Homburg  
Coverbild ›Colerianischer Herbst – Tiefer Fall‹  
© 2020 by Paul Lung; Artwork by Mika Jänisen  
Coverbilder ›Die X-Reihe‹  
© 2019 by tab visuelle kommunikation, Stuttgart,  
& Creativ Work Design, Homburg

ISBN 978-3-96741-169-0

[www.hybridverlag.de](http://www.hybridverlag.de)  
[www.hybridverlagshop.de](http://www.hybridverlagshop.de)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Printed in Germany

Matteo Blocher  
Das Embryonenschiff

Science-Fiction

Kleine Köpfe sprechen über Menschen. Durchschnittliche Köpfe  
diskutieren Ereignisse. Große Köpfe diskutieren Ideen.

Eleanor Roosevelt

1. [Die Wahrheit](#)
2. [Das Bild](#)
3. [Der Jobwechsel](#)
4. [Der Schmerz](#)
5. [Das Unfassbare](#)
6. [Die Langzeitstudie](#)
7. [Die Auswahl](#)
8. [Der Aufzug](#)
9. [Das Redesign](#)
10. [Virtuelle Realitäten](#)
11. [Die Beratung](#)
12. [Der Rundgang](#)
13. [Biotechnologie](#)
14. [Acantarius](#)
15. [Schach](#)
16. [Die Datenbank](#)
17. [Die Konfrontation](#)
18. [Die Management-Runde](#)
19. [Bright Angel](#)
20. [Reno](#)
21. [Schadensbegrenzung](#)
22. [Der Bericht](#)
23. [Die Entschädigung](#)
24. [Stressbewältigung](#)
25. [Der Zoo](#)
26. [Titan](#)
27. [Die Traumexpertin](#)
28. [Die Nachricht](#)

- [29. Die Übung](#)
- [30. Qualitätssicherung](#)
- [31. Das Klassentreffen](#)
- [32. Gegenmaßnahmen](#)
- [33. Der Tapetenwechsel](#)
- [34. Das Labor](#)
- [35. Die Softwareinstallation](#)
- [36. Der Orbit](#)
- [37. Geschichte](#)
- [38. Das Buch](#)
- [39. Das Café](#)
- [40. Der Chemieprofessor](#)
- [41. Der Detektiv](#)
- [42. Die Landung](#)
- [43. Der nächste Meilenstein](#)
- [44. Der Baumstamm](#)
- [45. Der Landeplatz](#)
- [46. Der Plan](#)
- [47. San Mateo](#)
- [48. Das Krankenzimmer](#)
- [49. Centurion](#)
- [50. Der Starttermin](#)
- [51. Das Reiseziel](#)
- [52. Die Therapeutin](#)
- [53. Eine alte Wunde](#)
- [54. Das neue Leben](#)
- [55. Die Villa](#)
- [56. Spurensuche](#)
- [57. Zwiegespräch](#)

- [58. Die Fotos](#)
- [59. Der Zettel](#)
- [60. Geschwister](#)
- [61. Das U-Boot](#)
- [62. Das Feuerwerk](#)
- [63. Fibonacci](#)
- [64. Bishop](#)
- [65. Die Aufnahme](#)
- [66. Der Kleiderschrank](#)
- [67. Die Offenbarung](#)
- [68. Die Erlaubnis](#)
- [69. Der Start](#)

[EPILOG](#)

[Danksagung](#)

[Der Autor](#)

[Hybrid Verlag ...](#)

## Liste der Hauptpersonen

Breene, Gilvan - Drohnenpilot  
Breene, Julara - Ärztin  
Brinkob, Elliot - Bioinformatiker  
Chen, Lee - Astronom  
Erdstein, Marsha - Psychologin  
Flodz, Helen - Rentnerin  
Fuller, Gilvan - Student  
Garcia, Sabena - Studentin  
Gonsolez, Paul - Arzt  
Greffin, Ronjo - Ingenieur  
Greffin, Sabena - Professorin  
Handsen, Debria - Linguistin  
Horvat, Priscilla - Traumexpertin  
Jord, Alexander - Informatiker  
Kanchana, Rick - Projektleiter  
Laarsen, Kriss - Astronom  
Lusalle, Theodor - Arzt  
McDaire, Nathan - Projektassistent  
Mendini, Antonio - Professor  
Mulcohen, Bruce - Ingenieur  
Noralski, Drake - Arzt  
Patel, Julara - Studentin  
Reitman, Carlene - Biotechnologin  
Rodena, Lisa - Psychologin  
Sailert, Hank - Arzt  
Srinavan, Ravi - Arzt  
Starnberg, George - Rentner  
Starnberg, Veronica - Rentnerin  
Veluso, Luuk - Privatdetektiv  
Wagner, Ronjo - Student  
Wittgolt, Clemens - Linguist

# 1. Die Wahrheit

Wie jedes Jahr gab es eine kurze Ansprache, ehe Julara und ihre Geschwister die Geschenke auspacken und den Kuchen anschneiden durften. In den Vorjahren waren die Reden meist voll des Lobs für die Fortschritte gewesen, die sie im zurückliegenden Jahr erzielt hatten. In der Rückschau beschrieben ihre Eltern die Errungenschaften, auf welche die Schiffsbesatzung besonders stolz sein konnte. Bei der letzten Geburtstagsfeier hatten sie ihnen außerdem nützliche Hintergrundinformationen über ihre Reise geliefert.

Julara fieberte wie immer dieser Ansprache entgegen, doch der eigenartig ernste Gesichtszug ihres Vaters beunruhigte sie. Ungewöhnlich für einen Geburtstag, dachte sie. Anders als im Jahr zuvor, wirkte auch ihre Mutter äußerst angespannt. Julara fragte sich, was jetzt wohl kommen würde. Ging es um problematische Sensordaten, von denen bisher keiner wusste?

Einen Moment lang ließ sie den Blick in die Ferne schweifen. Der Gemeinschaftsraum, in dem die Raumfahrer üblicherweise ihre Mahlzeiten einnahmen, hatte sechs runde Fenster, mehr als alle restlichen Schiffskabinen, und so war die Enge des Schiffs hier weniger spürbar. Die Namen der hellsten Sterne, wie Rigel und Beteigeuze, kannten alle seit ihrer Grundschulzeit. Jularas Blick kehrte zurück und glitt über die Gesichter ihrer drei Geschwister. Auch sie schien die merkwürdig angespannte Atmosphäre zu verunsichern.

Endlich stand ihr Vater auf und hob kurz seine rechte Hand. »Meine lieben Kinder«, begann er bedächtig. »Wieder ist es an der Zeit, euren Geburtstag zu begehen. Heute handelt es sich dabei um ein ganz besonderes Ereignis, denn ihr seid nun stolze siebzehn Jahre alt geworden und habt damit die Volljährigkeit erreicht.«

Alle Augenpaare waren erwartungsvoll auf ihn gerichtet.

»Wie ihr wisst«, fuhr er fort, »ist unsere wichtigste Aufgabe, eine permanente Kolonie auf dem Planeten Acantarius zu gründen. An diesem Plan halten wir selbstverständlich fest, allerdings gibt es zwei kritische Parameter unserer Mission, über die wir noch einmal

sprechen müssen.« Er zögerte und senkte für eine Sekunde die Augenlider, als schäme er sich, ehe er hinzufügte: »Und ich will nichts beschönigen, denn diese Parameter, so wie ihr sie jetzt kennt, entsprechen nicht der Realität.«

Julara fühlte, wie ihr Herz schneller schlug. »Ihr habt uns angelogen?«

»Das lag daran«, erwiderte ihr Vater mit einem sachten Nicken, »dass ihr zu jung wart, um mit den Konsequenzen adäquat umzugehen. Nun seid ihr erwachsen. Bitte glaubt mir, dass es uns nicht leichtgefallen ist, euch die Wahrheit vorzuenthalten.«

»Um welche Parameter geht es denn, Dad?«, fragte Sabena.

Die hellblauen Augen ihres Vaters wanderten vom Tisch zur Datumsanzeige an der mattgelben Wand. Sein glattrasiertes Gesicht glänzte im sterilen Licht der Deckenlampen und er erweckte den Eindruck, verlegen zu sein.

Dann wandte er sich ihnen wieder zu. »Es geht um die Geschwindigkeit unseres Schiffs«, sagte er, »und die Distanz zu unserem neuen Heimatplaneten.«

»Erreichen wir ihn nicht in zwei Jahren?«

»Doch, Sabena, wir werden Acantarius wie geplant erreichen.«

Das klang ermutigend. Julara überlegte, worauf ihr Vater stattdessen anspielte. In der Grundschule hatten sie gelernt, dass ihr Schiff mit halber Lichtgeschwindigkeit unterwegs war. Es hatte sich gut ein Jahr vor ihrer Geburt auf den Weg gemacht. An Bord lagerten tiefgefrorene Embryonen, da das Raumfahrzeug nur für sechs Menschen ausgelegt war. Die befruchteten Eizellen, die erst nach der Landung zu Babys heranwachsen würden, sollten die genetische Vielfalt ihrer Kolonie sicherstellen. Was also stimmte nicht?

Ihr Vater lieferte die Antwort: »Wir nähern uns unserem Reiseziel mit einer Geschwindigkeit von 600 Kilometern pro Sekunde und es ist nicht 10, sondern knapp 84 Lichtjahre von der Erde entfernt.«

Nein, dachte Julara erschrocken und ihr Herz pochte nun bis zum Hals. Wie konnte ein Raumschiff, das zwischen den Sternen reiste, dermaßen langsam unterwegs sein? Es ergab keinen Sinn.

Ihre Augen suchten und fanden den Blick ihres Bruders Gilvan, der die Stirn runzelte. Im Kopfrechnen war er schon immer der Schnellste

gewesen.

»Dann kann unser Schiff –«, setzte er an und schluckte, »die Erde unmöglich vor 18 Jahren verlassen haben.«

»Das ist korrekt.«

»So ein Quatsch«, entfuhr es Julara.

Ihr Vater sah sie eindringlich an. »Es tut uns leid, doch Gilvan hat recht. Bitte verzeiht uns, dass wir euch die tatsächliche Reisedauer verschwiegen haben.«

Die Entschuldigung alarmierte Julara noch mehr und sie beobachtete atemlos, wie Gilvan die Daten im Kopf überschlug. Seine Brauen zogen sich eng zusammen, während sein Gehirn auf Hochtouren arbeitete. Einen Augenblick später wirkte er sehr betroffen und es schien ihm schwerzufallen, das Ergebnis auszusprechen.

Sein Vater tat es für ihn: »Unser Flug begann bereits vor über 42.000 Jahren.«

Es folgte ungläubiges Schweigen. Die im Raum schwebende Zahl hallte lange nach. Niemand rührte sich.

Im Zeitlupentempo sank Sabenas Kiefer herab, während sie ihren Vater anstarrte. »Unser Schiff ist schon –« Sie brach ab und strich sich eine ihrer dunklen Locken aus der Stirn.

Julara wollte es genauso wenig glauben. Irgendwas stimmte nicht. Irgendwas musste hier faul sein. »Wieso behauptet ihr so einen Unsinn?«

»Es ist mein voller Ernst«, entgegnete ihr Vater ruhig. »Wir haben eine weite und außerordentlich lange Reise hinter uns. Das ist die Realität.« Er hielt ihrem Blick stand, bevor er sich wieder hinsetzte.

Nun platzte ihr der Kragen. »Und warum sagt ihr uns das ausgerechnet heute? Warum habt ihr uns vorher angelogen?« Sie schlug mit der flachen Hand so fest auf den Tisch, dass die brennenden Kerzen wackelten. »Was fällt euch ein, uns unseren Geburtstag so zu vermiesen? Wenn es wirklich wahr ist, hattet ihr kein Recht, uns anzulügen.«

»Julara«, sagte Gilvan, »wenn du die Entfernung durch die Geschwindigkeit dividierst –«

»Hör auf damit«, unterbrach sie ihn. Formeln waren das Letzte, was sie jetzt brauchte.

Bei früheren Feiern war ihr Vater oftmals zu Späßen aufgelegt gewesen. Aber heute passte die Stimmung ganz und gar nicht. Wenn seine Behauptung stimmte, wäre eine Rückkehr zur Erde ausgeschlossen und Acantarius konnte sich nach wie vor als unbewohnbar herausstellen. Was sollte dann aus ihnen werden? War das der Grund, weshalb ihr Vater von weitreichenden Konsequenzen gesprochen hatte?

Plötzlich fürchtete Julara, dass es noch mehr gab, was ihnen verschwiegen wurde. Ihre Gedanken wirbelten durcheinander und nur die schlimmsten unter ihnen bekam sie zu fassen. Erneut sah sie hinaus auf das mit unzähligen Sternen durchsetzte Dunkel des Alls. Wussten ihre Eltern bereits, dass auf ihrem Zielplaneten lebensfeindliche Bedingungen herrschten? War ihre Familie dazu verdammt, für immer auf dem Schiff zu bleiben? Würde sie keinen der mitgeführten Embryonen je heranwachsen sehen? Ein intensives Gefühl der Angst stieg in ihr empor.

»Was euer Vater gesagt hat, entspricht den Tatsachen«, hörte sie ihre Mutter in sanftem Tonfall sagen. »Schnellere Raumfahrzeuge konnten die Schiffsingenieure damals nicht bauen. Deswegen sind wir schon seit Jahrtausenden unterwegs. Und weil diese Zeitspanne so schwer zu begreifen ist, haben wir bis zu eurer Volljährigkeit gewartet, um euch darüber aufzuklären. Wir haben in guter Absicht gehandelt. Bitte glaubt uns!«

»Aber Perennial ist doch kein Generationenschiff«, warf Gilvan irritiert ein. »Wegen des Platzmangels haben wir das Zygotendepot dabei. Das habt ihr uns immer so erklärt.«

»Und es stimmt auch«, bekräftigte ihre Mutter. »Allerdings habt auch ihr unseren Flug als gefrorene Embryonen begonnen. Ihr seid ebenfalls auf der Erde gezeugt worden.«

»Wie das?«, stieß Gilvan in einem Tonfall hervor, den Julara noch nie bei ihm erlebt hatte – ebenso wenig wie den Ausdruck auf seinem Gesicht. Wütend und entsetzt. Seit sie denken konnte, war Gilvan ein unerschütterlicher Optimist gewesen und der fröhlichste unter den Geschwistern. Ihn jetzt an diesem Tag, auf den sie sich seit Wochen

gefremdet hatten, so die Fassung verlieren zu sehen, trieb ihr heiße Tränen in die Augen.

»Bitte Mom, hör auf ...«, flüsterte sie.

Jularas Mutter, die direkt neben ihr saß, legte eine Hand auf ihre Schulter. »Es tut uns aufrichtig leid.«

Energisch schüttelte Julara sie ab, immer schockierter von der Enthüllung, je länger sie darüber nachdachte. Sie wurden auf der Erde gezeugt? Wie konnte das sein? Nichts ergab mehr einen Sinn.

»Was ist mit euch?«, fragte Ronjo, der das Geschehen bisher still verfolgt hatte. »Ihr habt uns immer erzählt, dass ihr beide vor der Mission auf der Erde gelebt habt.«

»Genau«, sagte Sabena. »Wer hat sich um euch gekümmert, als ihr klein wart?«

Für eine Weile herrschte im Gemeinschaftsraum eine unangenehme Stille. Einzig die Generatoren des Maschinenraums brummten im Hintergrund. Fragend blickte Julara zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter hin und her, die ihren Blick mit ernster Miene erwiderten. Als ihre Eltern dann schweigend der Reihe nach Gilvan, Sabena und Ronjo ansahen, setzte Jularas Herz einen Schlag aus. Da ist tatsächlich mehr, dachte sie entsetzt. Sie werden uns mehr als eine Lüge erzählen! Am liebsten hätte sie sich die Ohren zugehalten, um die nächsten Worte ihrer Mutter nicht hören zu müssen.

»Euer Vater und ich sind nicht eure biologischen Eltern.«

Wieder senkte sich eine eisige Stille über den Tisch, nur Sabena flüsterte: »Aber wir sehen euch doch ähnlich.«

Julara spürte, wie der Kloß in ihrem Hals immer dicker wurde, und sie versuchte, etwas zu erwidern, brachte jedoch nur ein heiseres Stöhnen hervor.

Mit versteinertem Blick fuhr ihre Mutter fort: »Euer Vater und ich sind keine Menschen.« Der Klang ihrer Stimme veränderte sich. »Wir heißen Andrew und Ellora und man bezeichnet uns als Androiden. Wir sind menschenähnliche Wesen, deren Aufgabe es ist, euch aufzuziehen und euch unverseht zum auserkorenen Zielplaneten zu bringen. Konstrukteure gestalteten unser Äußeres so,

dass bestimmte Körpermerkmale von euch enthalten sind. Wir sollen euren leiblichen Eltern ähnlichsehen.«

In den Augen von Jularas Geschwistern machte sich blankes Entsetzen breit.

»Doch auch als eure Adoptiveltern werden wir euch tatkräftig dabei unterstützen, die neue Zivilisation aufzubauen.«

Julara kämpfte gegen Schwindel an, während sie die Frau anstarrte, die behauptete, nicht ihre Mutter zu sein. Ja, nicht einmal ein Lebewesen!

Ein Android war ein Roboter, der wie ein Mensch aussah, und sich auch so verhielt. Auch das hatten sie in der Schule gelernt. Konnten ihre Eltern wirklich Maschinen mit aufrechtem Gang sein? Die Vorstellung machte Julara rasend. Sie nahm ihren Kuchenteller und malte sich aus, ihn an die Wand zu schleudern. In Gedanken hörte sie bereits die Scherben klirren und sah den weißen Teller in tausend Stücke zerbrechen. Das Kunstporzellan würde zerbrechen, wenn die Kräfte, denen es ausgesetzt war, zu groß wurden. Julara wollte weit ausholen, doch ihr ganzer Körper verharrte wie erstarrt. Immer mehr Tränen liefen über ihre Wangen.

Auf dem Schiff galt jegliches Inventar als unendlich wertvoll, weshalb alles äußerst pfleglich und sorgsam behandelt werden musste. Von frühester Kindheit an war ihnen das eingetrichtert worden. Mit der anderen Hand fuhr sich Julara über ihr Gesicht und sah hinüber zu Gilvan, der kreidebleich ins Nichts starrte.

Plötzlich hob Ronjo seinen Arm und deutete zur Datumsanzeige. Sein Gesicht wirkte gefasst, doch seine Hand zitterte. »Und was ist damit?«

»Das Datum müssen wir korrigieren«, entgegnete ihr Vater prompt.

Er drehte seinen Kopf in Richtung der Anzeige und alle folgten seinem Blick. Als das Display auf ein neues Datum sprang, schreckte Julara wie elektrisiert zurück.

An der Wand stand: Mittwoch, der 31.7.44097.

Stumm stierten sie auf die roten Leuchtziffern. Erst jetzt fiel Julara auf, dass es eine fünfte Stelle an der Jahresanzeige gab, die all die Jahre leer gewesen war. Ihr Schwindelgefühl wuchs und sie musste

mehrmals blinzeln. Vor ihren brennenden Augen vollführten die Ziffern einen grellen Tanz.

Ihre Mutter, die sich nun Ellora nannte, räusperte sich. »Es gibt eine weitere Sache, die ihr wahrscheinlich schon ahnt.« Sie seufzte leise, bevor sie verkündete: »Ihr seid weder Vierlinge noch sonst miteinander verwandt.«

»Und wo sind unsere echten Eltern?«, fragte Sabena mit zittriger Stimme.

»Sie haben vor sehr langer Zeit in den Vereinigten Staaten von Amerika gelebt. Leider sind wir ihnen nie begegnet.«

»Ihr wart vor dem Start auf der Erde?«

»Ja, Sabena, das war nicht gelogen.« Ellora schaute sie mitfühlend an. »Aber ihr müsst begreifen, dass, von gefrorenen Embryonen abgesehen, nur Androiden eine solche Reise unbeschadet überstehen können. Nach allem, was wir wissen, haben eure Eltern ein erfülltes Leben geführt. Ihr dürft sie demnächst in unserem VR-Raum kennenlernen.«

Julara zwang sich, ruhig zu atmen, und blickte erneut auf das Sternenmeer, das ihr Schiff von allen Seiten umgab. Mit einem Mal hasste sie die Sterne, obwohl all diese leuchtenden Punkte keinerlei Schuld an ihrer Lage trugen.

Nur mit Mühe gelang es ihr, ihren Zorn zu bändigen und den Kuchenteller wieder abzustellen. Stattdessen holte sie Luft, neigte sich nach vorne und blies die Geburtstagskerzen so heftig aus, dass einige Wachstropfen auf den Tisch sprühten.

In Gedanken formulierte sie ihren Wunsch: Lieber Gott, wenn es dich gibt, lass es nicht wahr sein. Lass mich morgen früh aufwachen und feststellen, dass alles bloß ein böser Traum gewesen ist.

Wie in Trance stand sie auf, drehte sich um und lief zur Tür hinaus.

# 1.

## Das Bild

Wie um fünf Uhr abends üblich, herrschte auf der Straße vor dem Fernbahnhof in Albuquerque reger Verkehr. Die Taxifahrerin fuhr schwungvoll in eine Haltebucht und nannte Ronjo den Preis. Weiter gemütlich in den Rücksitz versunken legte er den rechten Handballen auf sein Felopad und der Scanner erkannte das Venenmuster. Ronjo erhöhte den Betrag, bevor er das Bestätigungsicon berührte, um die Rechnung zu begleichen. Das Taxameter neben dem Lenkrad piepste mehrmals leise, woraufhin die Fahrerin sich bei ihm für das üppige Trinkgeld bedankte. Während er ausstieg, winkte sie ihm noch zum Abschied freundlich zu. Kaum war die Seitentür ins Schloss gefallen, drängte ihr Wagen, ohne zu blinken, von der Haltebucht auf die Fahrbahn zurück und machte Jagd auf den nächsten Kunden.

Beim Betreten der Bahnhofshalle hob Ronjo den Blick zur Anzeigetafel und stellte fest, dass kein Grund zur Eile bestand, denn sein Express nach San Francisco ging erst in zwanzig Minuten. Bei Reisen plante er stets großzügige Zeitpuffer ein, da ihm unnötige Hektik ein Gräuel war. Davon abgesehen mochte er gelegentliche Geschäftsreisen. Die Firmenzentrale seines Arbeitgebers Maxxoma Spacetec befand sich in Albuquerque und von ihm als leitendem Ingenieur wurde erwartet, dass er die dortigen Kollegen einmal im Monat persönlich traf. Seine Firma hatte vor kurzem einen prestigeträchtigen Auftrag an Land gezogen. Sie sollte die geplante Forschungsstation auf dem Jupitermond Kallisto mit einem Lebenserhaltungssystem ausstatten.

Ronjo durchquerte die Bahnhofshalle und steuerte auf die Business-Lounge zu. Nachdem die gläserne Automattür hinter ihm zugeglitten war, trat sofort wohltuende Stille ein. Er nahm an einem der hohen Fenster Platz, stellte die Aktentasche ab und griff nach seinem Felopad. Mit einem leisen Aufseufzen begann er, einen Krimi von Tom Clancy zu lesen. Durch einen Zufall hatte er diesen Autor auf einem antiquarischen Büchermarkt entdeckt. Seine Schaffensphase reichte fast ein Jahrhundert zurück. Natürlich gab

es sämtliche Romane auch in digitaler Form. Spannend fand Ronjo nicht nur die Krimis an sich, sondern auch die Ingenieurskunst des späten 20. Jahrhunderts.

Nach einer Weile bemerkte er in den Augenwinkeln, dass ihn eine ältere Frau, die ihm schräg gegenüber saß, immer wieder ungläubig anstarrte. Er beschloss, sie zu ignorieren. Unter Kollegen und Freunden galt er als kontaktfreudiger Mensch, aber an Tagen wie heute wollte er seine Ruhe haben. In der Firma war er von einer Besprechung zur nächsten gehetzt und zu Mittag hatte er nur ein kleines Tomaten-Käse-Sandwich und zwei Äpfel gegessen. Bei diesem Gedanken meldete sich prompt sein Magen mit einem dezenten Knurren. Die Lounge bot zwar eine Reihe von Snacks an, doch in der Business-Klasse des Zugs erwartete ihn ein schmackhaftes Mehrgangmenü, wofür er seinen Hunger gerne aufhob. Einen kurzen Moment dachte er an das Trüffel-Steinpilz-Risotto bei seiner letzten Reise, das mit grünem Spargel und gerösteten Walnüssen serviert worden war.

Ronjo versuchte, sich auf das Buch zu konzentrieren, aber das Gefühl, dass mit der weißhaarigen Frau etwas nicht stimmte, ließ ihn nicht los. Sie blickte weiter in seine Richtung und schüttelte den Kopf.

Etliche Minuten vergingen, doch die Situation blieb unverändert. Irgendetwas musste die Dame auf dem Herzen haben und so holte Ronjo schließlich tief Luft, legte seine Lektüre zur Seite und zwang sich zu einem Lächeln.

Sie schien auf diese Gelegenheit gewartet zu haben. »Wissen Sie, es ist schon merkwürdig«, flüsterte sie konspirativ und spielte einen Augenblick lang mit ihrer Halskette. »Sie erinnern mich an jemanden.«

»Tue ich das?«

»Ja, an meinen Ehemann, als er noch jünger war.«

Oh nein, schoss es Ronjo durch den Kopf. Die Dame will um jeden Preis ein Gespräch mit mir anfangen. Bei Zugfahrten erlebte er das ständig. »Viele Leute sehen einander ähnlich«, entgegnete er kühl.

»Nein, Sie begreifen nicht! Sie sehen aus wie mein Mann, als wir geheiratet haben. Ich kann es wirklich kaum glauben.«

Sie fing an, in ihrer Handtasche zu wühlen, und Ronjo konnte sich nur mühsam davon abhalten, den Blick wieder in seine Lektüre zu versenken. Wenigstens beobachtete sie keiner der anderen Wartenden.

»Hier«, sagte sie endlich. »Ich habe es gefunden.« Sie hielt ihm eine alte Fotografie entgegen. »Unser Hochzeitsfoto, aufgenommen vor zweiundvierzig Jahren.«

Als Ronjo das Bild mit Daumen und Zeigefinger ergriff, um einen Blick darauf zu werfen, vergaß er sofort sein Buch und die anderen Fahrgäste.

Unmöglich.

Die Frau lächelte triumphierend. »Zuerst glaubte ich, Sie wären sein Bruder, aber George, mein Mann, war ein Einzelkind.«

Ronjo schluckte benommen und brachte zunächst keinen Ton hervor. Das hatte nichts mit einer zufälligen Ähnlichkeit zu tun, die bei zwei Menschen manchmal vorkam. Der Mann auf dem Bild sah exakt so aus wie er selbst. Gut, eine Spur jünger vielleicht, und eine bogenförmige Narbe zog sich über seine Stirn. Doch das waren die einzigen Unterschiede. Dieser George hatte sogar seinen Schnurrbart so gestutzt, wie es auch Ronjo am besten gefiel.

»Wo wurde dieses Bild aufgenommen?«, fragte er, bemüht, seine Fassung wiederzugewinnen.

»In Rutland, Vermont, wo wir geheiratet haben.«

Vermont kannte er nur vom Hörensagen und niemand aus seiner Verwandtschaft wohnte dort. Sein Gehirn arbeitete fieberhaft. Irgendeine Erklärung musste es ja geben. Außerdem ärgerte er sich über sein Misstrauen der Frau gegenüber zu Beginn des Gesprächs.

»Ich heiße Ronjo Greffin«, sagte er, während er ihr das Foto zurückgab.

»Veronica Starnberg«, erwiderte sie prompt. »Freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Ganz meinerseits.« Er räusperte sich. »Gibt es in der Familie Ihres Ehemanns den Namen Greffin?«

Veronica Starnberg sann darüber nach. »Nicht, dass ich wüsste.«

»Kann ich mit Ihrem Mann telefonieren?«

»Sicher.« Sie kramte erneut in ihrer Handtasche und hielt ihm eine altmodische Visitenkarte aus festem Papier entgegen.

Mit einem dankenden Nicken schob er das Kärtchen in die Tasche seines Jacketts.

»Wissen Sie, Georges Stimme klingt genau wie Ihre. Und so einen Anzug hat er ebenfalls.« Sie zeigte auf seinen Oberkörper. »Das kann doch kein Zufall sein, Mr. Greffin.«

»Es fällt mir in der Tat schwer, hier an Zufall zu glauben, Ms. Starnberg. Es muss einen Grund für die Ähnlichkeit geben. Ich sollte mit Ihrem Mann sprechen.«

»Ja, unbedingt.«

Kurz darauf verkündeten die Lautsprecher die Abfahrt des Zuges nach San Francisco und sie verabschiedeten sich. Ronjo stieg in seinen Waggon, wo ihn eine gutgelaunte Zugbegleiterin begrüßte.

Mit einer Spitzengeschwindigkeit von 380 km/h legte der Zug die Strecke in gut fünf Stunden zurück. Auch beim Abendessen ging ihm das Gesicht auf dem Hochzeitsfoto nicht aus dem Sinn. Die Ähnlichkeit war viel zu stark. Er schwor sich, der Sache auf den Grund zu gehen.

Am nächsten Abend, nachdem sein vierjähriger Sohn Tim eingeschlafen war, kam Ronjos Frau Sabena zurück in die Küche, wo er gerade das schmutzige Geschirr vom Abendessen in die Spülmaschine einräumte. Er fühlte sich fahrig und abgehetzt. Sabena hatte ihn ermutigt, der Sache mit George Starnberg nachzugehen. Ein Anruf konnte nicht schaden. Selbst wenn es sich nur um einen harmlosen Zufall handelte, wäre die Angelegenheit damit erledigt.

Im Wohnzimmer nahmen sie auf dem Ledersofa an der rückwärtigen Wand Platz. Ronjo zückte die Visitenkarte und wählte die Nummer. Nach dem dritten Klingeln begrüßte sie eine weibliche Stimme.

Veronica Starnberg aktivierte den Videomodus, wandte den Kopf ruckartig zur Seite und rief: »George!« Sie trug dieselbe Perlenkette um den Hals wie bei der Begegnung in der Bahnhofslounge.

Als ihr Mann auf dem Wandbildschirm erschien und geradewegs in die Kamera blickte, war ihm seine Betroffenheit sofort

anzusehen. Ronjo kannte bisher nur das Hochzeitsbild, doch auch im fortgeschrittenen Alter mit dem schütterten grauen Haar und Falten im Gesicht ließ sich die Ähnlichkeit nicht leugnen. Neben ihm nahm Sabena einen tiefen Atemzug.

Alle waren zunächst sprachlos.

»Meine Gattin hatte recht, Mr. Greffin«, brummte der Mann auf dem Schirm schließlich. »Ich konnte es erst gar nicht so richtig glauben.«

»Ihr seid euch unglaublich ähnlich«, bestätigte Sabena mit schwacher Stimme.

»Ich würde Ihnen gerne einige persönliche Fragen stellen«, sagte Ronjo, »wenn Sie einverstanden sind.«

»Legen Sie los.«

»Wo sind Sie geboren?«

»In Milwaukee.«

»Haben Sie Kinder?«

»Nein, leider nicht.«

»Geschwister?«

»Nein.«

»Und Ihre Eltern?«

»Mein Vater war Einzelkind und starb vor zehn Jahren. Ein Jahr später ist auch meine Mutter gestorben, aber sie hat eine Schwester, die in Chicago lebt.«

Ronjo räusperte sich dezent. »Haben Sie vielleicht einen Halbbruder? Oder eine Halbschwester?«

Der ältere Herr wirkte belustigt. »Davon weiß ich nichts.«

»Wäre es denkbar, dass es Halbgeschwister gibt, von denen Sie nichts wissen?«

Es entstand eine kurze Pause. »Mein Vater war beruflich viel unterwegs. Möglicherweise gab es eine Affäre.«

Eigentlich hatte Ronjo damit gerechnet, den Starnbergs wäre das Telefonat peinlich. Das traf scheinbar nicht zu, stellte er erleichtert fest. Ebenso wie er selbst schien George Starnberg der Sache schnellstmöglich auf den Grund gehen zu wollen.

Seine Frau Veronica hatte das Gespräch mit einem Stirnrunzeln verfolgt und wandte nun ein: »Dann müssten Ihre Eltern Ihnen aber

ebenfalls etwas verheimlichen.«

Ronjo nickte, während er Sabenas Hand warm auf seinem Unterarm spürte. »Ganz recht. Oder einer meiner Großeltern.«

»Sie meinen«, schlussfolgerte George Starnberg, »dass einer Ihrer Opas nicht Ihr leiblicher sein könnte.«

»Genau. Wenn Ihr Vater mein richtiger Großvater wäre, könnte dies die Ähnlichkeit erklären.« Ronjo holte hörbar Luft. »Doch es gibt noch eine weitere Variante. Bevor Ihre Mutter Ihren Vater kennengelernt hat, könnte sie ungewollt schwanger geworden sein und das Kind zur Adoption freigegeben haben.«

»Ich rede mit meiner Tante in Chicago. Sie und meine Mutter hatten eine sehr enge Beziehung.«

»Sehr gut. Und ich werde umgehend mit meinen Eltern sprechen.« Ronjo richtete sich auf. »Mr. Starnberg, dürfen wir Sie kommende Woche wieder anrufen?«

»Selbstverständlich. Und nennt mich bitte George, selbst wenn sich herausstellen sollte, dass wir kein bisschen verwandt sind. Also bis bald.«

Die zwei Gesichter verschwanden vom Bildschirm.

# 1. Der Jobwechsel

Im ersten Licht der Morgendämmerung zog Debria Handsen die Aluminiumtür ihres Apartments leise hinter sich zu. Während sie die Treppe hinuntereilte, huschte ein vorfreudiges Lächeln über ihre Lippen. Sie überquerte die schmale Gasse vor dem nagelneuen Wohnkomplex. Auf dem Weg zu den Parkplätzen begegnete sie einem übergewichtigen Mann, der seinen Hund spazieren führte und grüßend die Hand hob. Die riesige Dogge zerrte an der Leine und versuchte Debria zu beschnuppern, doch ihrem Besitzer gelang es, sie zurückzuhalten.

In ihrem Mietwagen drückte sie den Anlasser und lenkte das Auto rückwärts aus dem Carport. Der Hund fing laut zu bellen an. Durchs Seitenfenster sah sie, wie der Mann weiter an der Leine zerrte. Erst als Debria in die Hauptstraße einbog, verhallte das Kläffen hinter ihr.

Vor ein paar Wochen hatte sie ein Headhunter angerufen. Er ließ partout nicht locker und nach drei Gesprächen konnte er sie überzeugen, ihren Posten zu kündigen, um in ein Projekt einzusteigen, das nach seinem Dafürhalten zu den ambitioniertesten des 21. Jahrhunderts zählte. Zunächst war sie misstrauisch gewesen, aber als er ihr das zukünftige Gehalt nannte, konnte sie nicht widerstehen. Damit würde ihr Studienkredit viel schneller abbezahlt sein als mit einer Stelle als Junior-Professorin. Wann immer sie an diese Aussicht dachte, fiel ihr eine große Last vom Herzen. Sie würde endlich ihre Zukunft planen können, ohne dabei den bleiernen Klotz von Schulden am Bein zu haben.

Debria beschleunigte. Im Rückspiegel sah sie das angerostete Ortsschild ihres neuen Wohnorts. Population 399 stand unter dem Namen. Mein Zuzug macht dann wohl die 400 voll, dachte sie amüsiert. Der Ort verfügte sogar über einen Frisör, bei dem sie sich spontan die Haare hatte schneiden lassen, um sich auf ihren beruflichen und finanziellen Neuanfang einzustimmen.

Mit einer Hand fuhr sie durch ihren rotblonden Haarschopf, atmete tief durch und genoss den Moment der Freiheit. Ein schnurgerader Highway, umgeben von endlosem Brachland, erstreckte sich bis zum

Horizont. Ein paar Quellwolken zogen über den Himmel und die aufgehende Sonne verlieh der Landschaft einen rötlich-braunen Schimmer. Bald war sie in ihrem Auto auf der Straße allein. Die Genugtuung, fernab vom alltäglichen Irrsinn des Hochschulbetriebs zu sein, stimmte Debria fröhlich, obwohl sie natürlich damit rechnete, dass es auch an ihrer neuen Arbeitsstätte schnell stressig werden würde. Niemand bezahlte ein solches Gehalt, ohne eine entsprechende Gegenleistung zu verlangen.

Sie musste wieder an die Worte des Headhunters denken: das ehrgeizigste Projekt des Jahrhunderts. Gewiss war das maßlos übertrieben, doch sie brauchte den neuen Job. Von der schlechten Bezahlung abgesehen, hatte sich an der Uni seit längerer Zeit eine Routine eingeschlichen, die sie am Tag müde machte und nachts oft nicht schlafen ließ.

Tatsächlich wusste sie wenig über ihre neue Stelle. Der Personalchef, der ihr den Arbeitsvertrag zugeschickt hatte, bat um Geduld, was die Details betraf. Ihre Expertise wurde gebraucht, soviel war klar. Das Projekt beinhaltete die Entwicklung von Software, die menschliche Sprache effizient und zuverlässig verarbeiten konnte. Es galt strengste Geheimhaltung und ihr Arbeitsplatz befand sich in einem militärischen Sperrgebiet. Immerhin hatte er durchblicken lassen, dass es um die Erforschung des Weltraums ging. Als Debria daraufhin fragte, ob sie Alien-Botschaften entschlüsseln sollte, verwies der Headhunter zum wiederholten Mal auf die strikten Geheimhaltungsklauseln, an die er gebunden sei. Somit blieb ihr nichts anderes übrig, als zu warten.

Neben dem Traumgehalt hatte sie auch ihre Neugier dazu getrieben, den Vertrag zu unterschreiben. Immerhin rückte der Personalchef danach mit einigen Informationshäppchen heraus. Das Projekt drehte sich unter anderem um Quantencomputer, bahnbrechende Biotechnologien und ultrawiderstandsfähige Nanomaterialien. Das alles klang zu verlockend, um Nein zu sagen und bestätigte Debria in ihrer Entscheidung.

Ihre Kündigung hatte allerdings noch weitere Gründe gehabt. Einer davon waren die kalten Winter an ihrem früheren Wohnort. Es wäre ein Leichtes gewesen, wegen des Wetters an eine Universität im

Süden der USA zu wechseln. Mit ihren dreiunddreißig Jahren hatte sie bereits ein beträchtliches Netzwerk in der akademischen Welt geknüpft. Auf Konferenzen war sie stets eine begehrte Referentin. Namhafte Unternehmen luden sie zu Gastvorträgen ein und renommierte Zeitschriften publizierten ihre Artikel. Ihre Karriere befand sich klar auf einem aufsteigenden Ast.

Zum Unibetrieb gehörte jedoch der lästige Papierkrieg um Forschungsmittel. Debria war ehrgeizig, wenn es um ihre computerlinguistischen Modelle ging, und um diese angemessen umzusetzen, brauchte sie millionenschwere Investitionen. Die Konkurrenz um die Forschungsgelder war hart. Anstatt ihre Sprachsoftware fortzuentwickeln und zu perfektionieren hatte sie in den letzten Jahren immer mehr Zeit mit Kosten-Nutzen-Analysen verbracht. Wochenlang waren Anträge auszufüllen und wenn der Bewilligungsausschuss einen Antrag ablehnte, ging der Zirkus sofort wieder von vorne los. Ihr künftiges Projekt mit dem sonderbaren Namen Perennial plagten dagegen keine Geldsorgen, das hatte der Personalchef wiederholt beteuert.

Einen Ortswechsel wünschte sie sich noch aus zwei ganz persönlichen Gründen. Zum einen war die Beziehung mit ihrem langjährigen Partner Oliver in die Brüche gegangen, als sie erfahren hatte, dass er sie mit einer Erstsemesterstudentin aus Namibia betrog. Zum anderen wollte sie näher bei ihrer Mutter sein, seit ihr Vater bei einem Hubschrauberabsturz ums Leben gekommen war. Ihre Mutter litt sehr darunter, auf sich gestellt in Kalifornien zu wohnen. Bei jedem Anruf bekniete sie ihre Tochter, sie doch öfters zu besuchen. Jetzt konnte sie ihrer Mutter diesen Wunsch leichter erfüllen und wurde gleichzeitig ihre finanziellen Sorgen los.

Das Piepsen ihres Tempolimit-Watchdogs riss Debria aus ihren Gedanken. Kopfschüttelnd fragte sie sich, wozu man hier ein Tempolimit brauchte. Sie nahm ihren Fuß vom Gaspedal und warf einen Blick in den Rückspiegel. Eine leere Schnellstraße, sonst nichts.

Sie schaltete das Radio ein und blieb bei einem Sender hängen, der melodische Softrock-Oldies spielte. Der Reiseassistent zeigte eine Distanz von fünfzig Kilometern bis zum Bestimmungsort an. Die

Außentemperatur betrug bereits zu dieser frühen Stunde stolze 32° Celsius. Die Eiseskälte des Nordens lag weit hinter ihr. Perfekt, befand sie. Der Jobwechsel war die richtige Entscheidung.

Dann zirpte ihr Kommunikator und das Radio reduzierte seine Lautstärke.

»Nathan McDaire«, meldete sich eine raue Männerstimme. »Ich bin der Chefassistent von Rick Kanchana. Hatten Sie eine gute Fahrt bisher?«

»Alles bestens«, antwortete Debria. »Viel Verkehr scheint es in dieser Gegend nicht zu geben.« Sie studierte ihr Armaturenbrett. »In einer halben Stunde müsste ich da sein.«

Auf dem Display neben dem Tachometer erschien das Bild eines jungen Mannes. Auffällige Koteletten umrahmten sein schmales Gesicht und gaben ihm einen markanten Eindruck. »Ich hole Sie am Eingang B3 ab.«

Mit einem sanften Gong verschwand das Bild wieder. Ein Freund langer Worte scheint der Assistent nicht zu sein, dachte sie. Zumindest wusste sie nun, wie er aussah.

Kurz darauf gelangte sie an eine Kreuzung, bog links ab und merkte, dass der Verkehr allmählich zunahm. Sie passierte ein monumentales Solarthermie-Kraftwerk. Angeblich eines von vielen Hundert in Nevada. Später wand sich die Landstraße durch karges hügeliges Gelände. Schroffe Felsen, in deren Schatten rotblättrige Sträucher wuchsen, säumten die Straße. Die Außentemperatur stieg weiter an. Über dem dunklen Asphalt flimmerte die sengend heiße Luft.

Auf einer Anhöhe erblickte Debria schließlich ein großflächig umzäuntes Areal, aus dem Antennentürme und riesige Satellitenschüsseln herausragten. Bodenschwellen zwangen sie, den Fuß vom Gaspedal zu nehmen. Links und rechts, soweit das Auge reichte, war das Sperrgebiet mit einem hohen doppelreihigen Maschendrahtzaun gesichert. Stacheldrahtrollen glitzerten im Sonnenlicht. Über ihr Auto surrte eine Beobachtungsdrohne hinweg.

Nachdem sie an zwei Militärkontrollen von Soldaten durchgewunken wurde, näherte sich Debria einem weiteren

gläsernen Wachhaus. Die Ampel stand auf Rot und sie ließ das Seitenfenster heruntergleiten. Zwei Frauen in orangefarbenen Signalwesten traten heran, verifizierten Debrias Identität anhand ihrer biometrischen Daten und beschrieben ihr den Weg. Die Ampel schaltete auf Grün.

Im Sperrgebiet funktionierte der Reiseassistent nicht, doch mit der Beschilderung fand sie rasch die richtigen Abzweigungen. Hier begegneten ihr keine weiteren Militärfahrzeuge mehr. Als sie an einem weitläufigen Parkplatz entlangfuhr, erspähte sie McDaire, der mit einer hektischen Geste auf einen Stellplatz deutete.

Nach einer kurzen Begrüßung schnappte sie sich ihre Aktentasche und verriegelte den Mietwagen. Die Wüstensonne brannte sengend heiß herab. McDaire klagte über die Hitze hier oben und hielt zielstrebig auf ein langgestrecktes hellgelbes Gebäude zu. Debria wusste, dass sich ihre neue Arbeitsstelle unter der Erde befand. Ein ausgeklügeltes Spiegelsystem brachte Tageslicht in die meisten unterirdischen Räume. Laut Personalchef imitierten zusätzliche Lampen an ihrem neuen Arbeitsplatz nicht nur Sonnenstrahlung, sondern berücksichtigten dabei auch die Tageszeit. Ihre Gesundheit würde also keinen Schaden nehmen.

Während sie einen breiten Gang entlangschritten, reichte ihr McDaire eine laminierte Zugangskarte, die zusätzlich zu biometrischen Kontrollen verwendet wurde. Sein eigener Ausweis war vorne am Gürtel befestigt und Debria tat es ihm gleich, als er sagte, dass sie die Karte jederzeit und überall im Sperrgebiet gut sichtbar zu tragen habe. Danach schwieg der Mann.

Nachdem sie eine sich automatisch öffnende und schließende Glastür durchschritten hatten, sank die Temperatur merklich. Der fensterlose Korridor verlief nun leicht abschüssig. Sonnenlicht drang nur noch durch schmale Deckenschlitze herein. Am hinteren Ende hockte ein bulliger Wachmann neben einer Drehtür. Er grinste, als Debria ihm zunickte.

Sie trat in die Tür. Eine handgroße Leuchte schaltete von Rot auf Grün und die drei Türflügel begannen, brummend zu rotieren. McDaire folgte dicht hinter ihr.

In zügigem Tempo setzten sie den Weg ins Innere des Gebäudekomplexes fort. Ein niedriger Durchgang führte sie zu einem Aufzug, dessen Tür offenstand.

»Wir nennen unsere Einrichtung den Bunker«, erklärte McDaire. »Gefährlich wird es hier unten aber nicht. Sämtliche Waffentests finden woanders statt.«

Debria wurde dennoch mulmig zumute, als sich die Aufzugstür lautlos schloss. Neben dem Panel prangte das Projektlogo, ein weißes geschwungenes P auf einem quadratischen violetten Hintergrund. Unter dem Halbkreis des Buchstabens war in kleinerer Schrift zu lesen: far beyond borders. Weit jenseits aller Grenzen. Sie rätselte über die genaue Bedeutung des Mottos. Welche Grenzen wollte das Projekt denn überschreiten? Die Grenzen des Weltalls?

Derweil ging es rasant nach unten und sie spürte Druck in den Ohren. Die Anzeige auf dem Panel zählte in Fünferschritten abwärts, bis sie bei minus Achtzig stehenblieb. Mit einem sanften Gong sprang die Tür auf und gab den Blick auf einen hell erleuchteten Korridor frei.

Debria staunte nicht schlecht. Vor ihr lag ein breiter Gang mit holzgetäfelten Wänden, der von warmem Licht durchflutet wurde. McDaire zeigte an die Decke. »Alles echtes Sonnenlicht.«

Wieder legten sie eine beachtliche Strecke zurück. Der Bunker musste riesige Ausmaße haben und Debria verlor bald die Orientierung, obwohl an den Kreuzungen grüne Plastikschilder mit Kürzeln und Pfeilen angebracht waren. In regelmäßigen Abständen unterstrichen bunte Keramiktöpfe mit großblättrigen Grünpflanzen, die einen saftigen Pfirsichgeruch verströmten, die stilvolle Atmosphäre. Die Wände zierten Aquarelle und Farbfotografien in Posterformat. Debria hatte an der Graduate School einen Astronomiekurs belegt und erkannte die Große Magellansche Wolke und die berühmte Strudelgalaxie M51. Weltraumforschung schien bei Perennial eine zentrale Rolle zu spielen.

Nach der Passage eines weiteren Kontrollpunkts sah sie vor einer Bürotür zwei Männer stehen, die bei ihrem Anblick ihre Unterhaltung abrupt beendeten. Debria strich ihre hellgraue Kostümjacke glatt, bevor McDaire die Vorstellung übernahm. Sie schüttelte die Hände

des Projektleiters Rick Kanchana und Alexander Jords, dem Chefinformatiker des Projekts. Nach der Unterzeichnung des Vertrags hatte sie kurz mit Kanchana im Videomodus telefoniert. Jetzt, wo sie ihm gegenübertrat, fühlte sie sich unwohl, da sie einen ganzen Kopf größer war und auf ihn hinunterblicken musste. Vor ihr stand der Mann, der das ehrgeizige Vorhaben leitete.

Mit ernster Miene hieß er sie willkommen und überließ sie dann der Obhut von Alexander Jord, bevor er mit McDaire in seinem Büro verschwand.

Alexander Jord wandte sich in die Richtung, aus der Debria gekommen war. »Wir gehen in einen unserer kleineren Besprechungsräume«, sagte er mit einem entspannten Lächeln.

Sie mochte den Afroamerikaner auf Anhieb. Er war mittelgroß und schlank, mit einem spitzen Gesicht und feinen Lachfalten um die Augen. Sein Alter schätzte sie auf Anfang vierzig. Er trug ein kurzärmliges, von einem Kreismuster bedecktes Hemd, an dessen Brusttasche seine grüne Zugangskarte baumelte. Auf seinem Kopf fanden sich nur noch wenige Haare, dafür sprossen umso mehr auf seinen muskulösen Unterarmen.

»Ziemliches Labyrinth hier unten«, meinte Debria, bestrebt Schritt zu halten.

»Ja, anfangs kommt einem das so vor.« An der nächsten Kreuzung bogen sie rechts ab. »Wir nennen uns übrigens im Projekt alle mit Vornamen. Ich bin also Alexander.«

»Schön. An meiner Uni haben mich auch alle Debria genannt.«

»Eine Ausnahme gibt es aber. Es ist mir bis heute ein Rätsel, warum unser Chef unbedingt bei den Nachnamen bleiben will. Nur unsere Chefpsychologin darf ihn Rick nennen.«

»Ich werde darauf achten«, versprach Debria.

Kurz darauf betraten sie das Besprechungszimmer. In seiner Mitte stand ein auf Hochglanz polierter Tisch umgeben von vier Designerstühlen. Wieder war Debria von der edlen Atmosphäre beeindruckt. Allein die Möbel und die hochrankenden exotischen Zimmerpflanzen mussten ein Vermögen gekostet haben. Alexander bedeutete ihr, Platz zu nehmen und fragte, was sie gerne trinken würde.

»Kaffee wäre nett.«

»Kommt sofort.« Er steuerte auf einen Wandautomaten zu und schob eine mit dem Projektlogo bedruckte Porzellantasse hinein.

»Eine bestimmte Sorte oder Geschmacksrichtung?«

»Ich lass mich überraschen.«

Alexander drückte mehrere Tasten und wenig später kam er mit zwei dampfenden Tassen und einem Körbchen voller Sahne-, Zucker- und Süßstoffpäckchen zurück.

Wohlig sog Debria den Duft ihres Getränks ein. »Mein Lieblingsgeschmack«, sagte sie lachend.

»Unsere Maschinen sind die reinsten Hellseher.«

Sie rührte Süßstoff und Sahne in den Kaffee.

»Alles was ich dir jetzt erzähle«, begann Alexander, »unterliegt der höchsten Geheimhaltungsstufe, die es bei uns im Projekt gibt.« Er mühte sich, ernst zu klingen, doch Debria erkannte sofort, dass ihm dies als Frohnatur schwerfiel.

»Ich habe meinen Arbeitsvertrag gelesen«, beruhigte sie ihn und sah, wie das spitzbübische Lächeln schnell zurückkehrte. Ihn über den Rand der Tasse weiter betrachtend, nahm sie einen Schluck. Der Kaffee schmeckte köstlich.

»Daran zweifle ich nicht, Debria. Dennoch wird es nicht leicht sein, einiges von dem, was hier unten vor sich geht, zu verdauen. Bitte vergiss auch dann die Vertragsklauseln nicht. Es darf nichts, wirklich gar nichts an die Öffentlichkeit gelangen. Was du hier erfährst, darf nicht einmal die Grüne Zone verlassen.«

Debria presste die Lippen aufeinander und bewegte Daumen und Zeigefinger von links nach rechts an ihrem Mund entlang.

»Was das ist, erläutere ich dir gleich«, ergänzte Alexander. »Dein Reißverschluss muss zugezogen bleiben.«

Wortlos nickend versuchte sie, das flauere Gefühl in ihrem Magen zu ignorieren. Reichte es nicht, dass sie all die strikten Klauseln unterschrieben hatte?

»Gut, fangen wir mit der Historie des Perennialprojekts an.« Alexander ließ sich gegen die Rückenlehne fallen. »Die damalige Präsidentin Jennifer Grandler hob es vor dreißig Jahren aus der Taufe. Als unsere Astronomen ständig auf neue erdähnliche